

Gottfried-Keller-Feier der Universität Zürich : 19. Juli 1919 : zwei Ansprachen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **29 (1919)**

Heft 3

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GOTTFRIED-KELLER-FEIER DER UNIVERSITÄT ZÜRICH. 19. JULI 1919. ZWEI ANSPRACHEN

Ansprache von Regierungsrat Dr. H. Mousson.

Als für Gottfried Keller die letzte Stunde kam, hat er sein irdisches Gut, die späte Frucht eines an Entbehrung reichen Lebens, der Hochschule seines Kantons und der eidgenössischen Winkelriedstiftung zugewandt.

Nutzniesserin des reichen Erbes, das der Dichter dem Zürcher Volk in seiner höchsten Lehranstalt gestiftet, ist sich die Universität der Ehrenpflicht bewusst, auch das geistige Vermächtnis, das der ganzen Welt gehört, an erster Stelle in der Heimatstadt des Meisters hochzuhalten.

Sie will und darf darum die Gedanken und Gefühle, womit landauf und -ab die Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages begrüsst wird, in dieser öffentlichen Feier zusammenfassen.

Die Universität und die Behörden des Kantons heissen alle herzlich willkommen, die unserer Einladung folgten, vorab die Vertreter der obersten eidgenössischen Behörde, die durch ihre Gegenwart die vaterländischen Verdienste des Zürcher Dichters ehrend anerkennen, die übrigen Behörden, die Körperschaft der Lehrer unsrer hohen Schulen. Besondern Gruss der akademischen Jugend, der Hoffnung unseres Landes, und sodann den vielen Freunden und Verehrern Kellers, die diesen seinen Ehrentag in unserer Mitte begehen wollen.

Unsere akademische Feier gilt nicht einem Akademiker, einem Lehrer und Bildner im schulgerechten Sinne, und doch einem *doctor philosophiae*, wie Zürichs Hochschule keinen bessern ernannt hat. Dem der satzungsgemässe Weg zur heiss ersehnten höhern Bildung verschlossen ward, er hat auf schweren Wegen das hohe Ziel erreicht, vor aller Welt ein Kündler des Wahren und Schönen zu sein, und, was den Wenigsten vergönnt ist: die Herzen fröhlich zu machen.

Wir empfangen unsre Gäste nicht im gewohnten Festsaal. Sein vornehm abgedämpfter Prunk, sein abgezirkelt Ausmass schien nicht der rechte Ort, um diesen Mann zu feiern. So haben wir die alten Götter und Helden, die sonst diesen weiten Hof mit ihrem gipsernen Gewimmel füllen, an die Wand gerückt, um Raum zu schaffen, Licht und Luft, darin wir unserm lieben Meister Dank und Ehre zollen und sein Lied frei erschallen lassen:

Mancherlei sind unsres Volkes Gaben,
 Denn auch mancherlei hat es zu tun.
 Und beim harten Ringen wie zum Ruhm
 Muss es einen guten Spielmann haben,
 Der, wenn Sichel, Schwert und Hammer klingt,
 Stets dazu die rechte Weise singt.

Als guten Spielmann seines Volkes wollen wir heute Gottfried Keller preisen. Nicht so, dass wir mit Fleiss verolgen, wie er einst dies Volk in seiner Arbeit und bei frohen Festen im Lied begleitete und damit seinem Schaffen und Feiern eine höhere Weihe verlieh. Nein, nicht dem toten Dichter wollen wir nachgraben vielmehr uns glücklich schätzen, dass er noch heute lebt, dass seine Weise noch nie so sehr die rechte war wie jetzt.

Was soll der Spielmann heute, da die Welt und mit ihr unser Volk in einem Ringen steht, wie Kellers Zeit und er, ihr Kind, es nie geahnt? Was besteht, das scheint zu wanken, und zwischen Furcht und Hoffen hören wir, wie die Propheten auf allen Gassen verkünden, dass auf den Trümmern der alten eine neue, bessere und gerechtere Welt erstehen soll, wovon unser Land ein eignen Wesens bares Teilstück bilden werde. Der eine zittert in Angst um das Zugrundegehen einer Ordnung, die ihm behagt, der andere um die Erfüllung seines Hoffens auf das, was jener fürchtet, und Tausende seufzen um Obdach und um ihr tägliches Brot. So lastet schwere Sorge um die Gegenwart und Zukunft auf unsern Seelen. Was soll, so fragen wir, in dieser Zeit der Not der Spielmann?

Wenn Schwermut über König Saul kam, so erzählt die Bibel, dann nahm David die Harfe und spielte mit der Hand darauf, so erquickte sich Saul, und es ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.

Ein solcher David, der die Sorge scheucht und Frieden, Ruh und Freude in die Herzen senkt, ist unser Spielmann auch.

Klare, reine Töne hat er auf seiner Laute und meisterlich weiss er sie anzuschlagen. Da ist kein Wischen und kein Wispern, kein verschwommener Klingklang, der bloss kitzeln und berauschen will. Ob er die Akkorde voll greift oder die zartesten Töne haucht, die je erklingen sind, die kecksten Griffe macht, verwegene Schnörkel, ziervolle Triller anbringt, — ist doch alles klar und klug gefügt, das einzelne notwendiger Teil des Ganzen und durch das Ganze erst zum vollen Wert erhoben.

Mögen andere ein grösseres Orchester in Bewegung setzen, uns zwingen, überwältigen durch die Macht der Massen, ungewohnten Glanz und überraschende Führung der Töne, tiefer wühlen in den Gründen unserer Seele, unsere Nerven spannen, Höllen öffnen, Himmel stürmen — ich lobe mir den Meister, der in weiser Selbstbeschränkung das Instrument gewählt, das er so ganz beherrscht, und daraus gelassen seine klaren Töne holt, das hohe Lied von der Schönheit der Welt, von der Güte der Natur.

Niemand weiss besser als er, dass sie nicht vollkommen ist, und dass für jeden Menschen und für alle Menschengeschlechter der Schatten des Todes vor das Sonnenlicht des Lebens tritt und ihn voll Unruhe macht, Das Geheimnis des Vergehens hat für unsern Spielmann seinen Schreck verloren: ein schöner schlanker Knabe ist ihm der Tod:

Willkommen Tod, dir will ich mich vertrauen,
Lass mich in deine treuen Augen schauen,
Zum ersten Male fest und klar,
Wie wenn man einen neuen Freund gefunden,
Kaum noch von der Verlassenheit umwunden,
So wird mein Herz der Qual und Sorge bar.

Ob mir auch noch beglückte Stunden schlagen,
Ich will dich heimlich tief im Herzen tragen,
Und wo mich einst dein Ruf ereilt,
Im Blütenfeld, im festlich bunten Saale,
Auf dürft'gem Bett, im schlachterfüllten Tale,
Ich folge dir getrost und unverweilt.

Die Nacht vergeht, die grauen Wolken fliegen,
Der Tag erwacht, und seine Strahlen siegen,
Im Osten steigt der Sonnenschild empor;
Es blitzt sein Schein auf meinen alten Wegen,
Ein andrer aber tret' ich ihm entgegen,
Der ich die Furcht des Todes still verlor.

Und nun dürfen wir durch sein klares, ungetrübtes Auge von dem goldnen Überfluss seiner Welt trinken.

Die Welt, die er uns schildert, ist eine kleine Welt vielleicht, doch spiegelt sich in ihr das Ganze. Mit sicherem Stift und reinem Pinsel erzählt er seine Fabeln, führt uns seine Menschen vor und offenbart uns ihr innerstes Wesen und die leisesten Schwingungen ihrer Seele nur durch die Art, wie er sie vor uns hinstellt.

„Da sah er nun, was er doch schon so oft beschrieben, zum erstenmal so recht deutlich ihren Mund, ihre Wängel rosenfarb, ihre Augen klar, die Kehle weiss, ihre weibliche Zucht und die Hände weisser als Schnee. Ja, alles war so, und tausendmal schöner, ein Wunder neben dem andern. In diesem Gesichte gab es keine unklaren topographischen Verhältnisse, keine unbestimmten oder überflüssigen Räume, Flächen und Linien, alle Züge waren bestimmt, wenn auch noch so zart geprägt, wie in einem wohlvollendeten Metallguss, und alles beseelt von der eigensten süssesten Persönlichkeit. Die Schönheit war hier von innen heraus ernsthaft, wahr und untrüglich, obgleich ein Zug ehrlicher Schalkhaftigkeit darin schlummerte, der des Glücks zu harren schien, um zu erwachen.“

Hat Keller hier nicht seine eigene Weise so erschöpfend gezeichnet, wie es keinem andern gelänge? Ja, ernsthaft, wahr und untrüglich ist bei ihm die Schönheit von innen heraus.

Und diese hohe Kunst treibt Keller nicht bloss als holdes Gaukelspiel, das unsere Sinne für einen Augenblick gefangen nehmen will. Er stellt sie in den Dienst der ernstesten, untrüglichen Wahrheit.

Was er singt, ist erfüllt von dem hohen sittlichen Gedanken: gut ist, was wahr ist, und wahr ist, was natürlich. Die Unnatur, das falsche, verbogene, verdrehte, unehrliche, gespreizte, aufgeblasene, gefühlsduselige wichtigtuersische Treiben des einzelnen und der Gesellschaft ist das Un-sittliche.

Willst du, o Herz, ein gutes Ziel erreichen,
Musst du in eigener Angel schwingend ruhn;
Ein Tor versucht zu gehn in fremden Schuh,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen.
Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen.

Wie köstlich, dass Keller den Kampf gegen Unnatur und Unwahrheit nicht als grämlicher, verdrossener Schulmeister führt, vielmehr mit jenem frohen Mut, der ein für allemal an den Sieg des Guten glaubt.

Trag all dein Lieben und dein Hassen
Und Lust und Leid im Sturmesschritt,
Dein schlagend Herz frei durch die Gassen,
Ja bring den ganzen Menschen mit!
Lass strömen all dein Sein und Denken
Und kehr dein Innerstes zu Tag!
Die Kindheit braucht dich nicht zu kränken,
Wenn du ein Kind von gutem Schlag.
Die Morgensonne ruft: Erwache!
Klopft unterm Dach am Fenster an;
Steh auf und schau zu unserer Sache,
Sie geht, sie geht auf guter Bahn!

Und die ganze Überlegenheit über das Schelten und Poltern, das sich heute auf allen Märkten breit macht, tritt an den Tag in der ehrlichen Schalkhaftigkeit, die in der Weise unseres Spielmannes den reinen Goldton eines gütigen Herzens mitklingen lässt.

Gütig wie die Natur, muss auch der Mensch, muss das Volk sein im Kampfe um das Bessere:

Wie eine Braut am Hochzeitstage,
So ist ein Volk, das sich erkennt;
Wie rosenrot vom heissen Schlage,
Vom Liebespuls ihr Antlitz brennt!
Zum erstenmal wird sie es inne,
Wie schön sie sei, und fühlt es ganz:
So stehet in der Freiheitsminne
Ein Volk in seinem Siegeskranz.

Und wenn ihr noch nicht glauben wollt, dass unseres Spielmanns Sang der rechte ist auch für die Not des heutigen Tages, so höret weiter

Nicht im Feld und auf den Bäumen
 In den Herzen muss es keimen,
 Wenn es besser werden soll.
 Fleh zu Gott, der ja die Saaten
 Und das Menschenherz beraten,
 Bete heiss und immerdar,
 Dass er, unsre Not zu wenden,
 Wolle Licht und Wärme senden
 Und ein gutes Menschenjahr!

Reine abgeklärte Freude am Leben, dankbarer, beschaulicher Genuss der Gegenwart, frohe Zuversicht in den Sieg des Schönen und Wahren, Befreiung vom Falschen und Verlogenen, Bildung des Herzens zur Güte der Natur — das ist der Sinn von Gottfried Kellers Weise, die so hell und fromm, so klar und frisch herausklingt, und uns als des Spielmanns Seele begleiten wolle auf allen unsern Wegen.

Doch spinnt sich weiter meiner Seele Leben,
 So möge sie im leichten Nebelkleid,
 So leicht wie Luft dies laute Volk umschweben,
 Noch immer treu in Freude, Zorn und Leid!
 Möcht meine Seligkeit darin bestehen,
 Einst seines letzten Bettlers Geist zu sein,
 Zufrieden, still und müssig umzugehen
 In seines Glückes hellem Sonnenschein.

Ansprache von Professor Dr. Adolf Frey.

Zu Füßen unserer Hochschule, gleichsam in ihrer Hut, in ihrem Schirm, steht das enge Haus Zum Goldenen Winkel, wo Gottfried Keller heute vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte. Vom Goldenen Winkel zuckt in stillen Sternennächten ein leiser Schimmer empor in die Fenster der Hochschule. Der Schimmer verkündet: Der Dichter, den wir heute mit Lied und Wort, mit Kränzen und mit Banner-rauschen feiern, ist unser, ist unserer Hochschule unlösbar verbunden! Es ragt in der ganzen Schweiz und in allen Landen deutscher Zunge kein Haus, das ihn mit so viel Fug und Recht den Seinigen nennen dürfte wie unsere *Alma mater*. Er ist nicht nur der Unsrige, weil wir die Flamme, die im Goldenen Winkel vor einem Jahrhundert aufschlug, auf unsere Altäre verpflanzten und sie lüten. Er ist der Unsrige, weil er noch im Leben in unsern Bund aufgenommen wurde.

Zwar er hat niemals zu den richtigen Hörern unserer Hochschule gezählt, obgleich er sich hin und wieder in ihre Bänke setzte, nachdem er als gescheiterter Maler aus München zurückgekehrt war. Auch zu ihrer Dozentenschaft hat er niemals gehört: Es handelte sich freilich

einmal darum, ihn ihrem Kreise einzureihen, um ihm aus der Not zu helfen. Allein es wurde nichts daraus.

Den Dichter und die Universität haben ganz eigentlich die Zürcher Singstudenten zusammengebracht, die ja überhaupt in dem angenehmen Rufe stehen, die Hochschule mit der Aussenwelt durch ein klangvolles Band zu verbinden.

Das trug sich folgendermassen zu:

Bald nachdem Gottfried Kellers erstes Gedichtbändchen erschienen war, also im Mai oder Juni 1846, sprach ihn unterm Helmhaus ein unbekannter an, „auch so ein kleiner schwarzer Kerl wie ich“, erzählte mir der Dichter. Es war der Musikus Wilhelm Baumgartner, der ihm nun mitteilte, er habe das Lied „An mein Vaterland“ komponiert und wünsche, es ihm zu Gehör zu bringen. Sie vereinbarten eine Stunde auf Baumgartners Zimmer, der einen Tenor mitzubringen verhiess. Die beiden wurden sich bald liebe Genossen und Freunde. Sie sangen zwar nicht zusammen, sie musizierten nicht zusammen, aber sie sassen miteinander über dem Wein, was für Meister Gottfried auch eine erfreuliche Betätigung bedeutete. Zweifellos auf Veranlassung Baumgartners, der den Gesang der Singstudenten leitete, wurde Gottfried Keller von diesen 1858 zur Maifahrt eingeladen. Sie traten auf der Ufenau zusammen, Baumgartner erhob die Hand, und nun erscholl das Lied:

Hier unter diesem Rasengrün,
Wo wir in Jugend stehn,
Da liegt ein Ritter stolz und kühn,
Wie keiner mehr zu sehn.

Die Überraschung, auf die es abgesehen war, gelang vollständig. Den Dichter übermannte es. Die Tränen stürzten ihm hervor, und er fiel seinem lieben „Boom“ um den Hals. „Es war ein strahlender Tag“, erzählte er mir. Das Erlebnis haftete ihm so tief, dass er nicht unterliess, in der Gesamtausgabe der Gedichte 1883 dem Lied die Jahreszahl 1858 und die Bemerkung beizufügen: „Von den Zürcher Studenten anlässlich einer festlichen Fahrt nach Ulrich von Huttens Grabinsel gesungen.“ Der frühe Tod Baumgartners (1867) traf ihn schmerzlich; er sang ihm einen herrlichen Nachruf in die Gruft.

Abermals waren es die Studenten, die Gottfried Keller enger mit der Hochschule verkneten halfen, als es sich vor einem halben Jahrhundert um die Feier seines fünfzigsten Geburtstages handelte. Unter ihnen, und zwar im Schosse der Zofingia, tauchte der Gedanke auf, den Anlass nicht ungefeiert zu lassen. Es war Julius Stiefel, der hier voranging und die Sache eifrig betrieb. Mit Grund führte er das Wort für die kleine Deputation, die dem Dichter beim Fackelzug die Wünsche der Studentenschaft übermittelte. Dieser dankte erfreut und bündig. Er sagte: „Stiefel, Sie sind ein Herrgottsdonner!“ Den Tag aber krönte die Universität, in-

dem sie auf Veranlassung des damaligen Erziehungsdirektors Sieber dem Dichter den Ehrendoktorhut auf's Haupt drückte. Zum erstenmal loderte einem Schweizer Dichter ein Fackelzug, zum erstenmal wurde ihm die Auszeichnung eines Ehrendoktors zuteil.

Es lag nahe, dass Kellers Verkehr mit der Dozentenschaft seit der festlichen Auszeichnung allmählich sich lebhafter gestaltete. Er befreundete sich mit dem Archäologen Dilthey und mit seinem leidenschaftlichen und warmblütigen Verehrer Jakob Bächtold. Gewisse Begebenheiten an der Universität erweckten sein Interesse. So hörte er die Antrittsvorlesung Hugo Blümners an. Er kam darauf zu sprechen, nachdem wir miteinander das Auditorium verlassen und der „Platte“ zusteuerten. „Der scheint über seine Nase hinauszusehen, was bei diesen Herren sonst nicht immer der Fall ist,“ urteilte er.

Allmählich wurde auch die Universität ein halbes Jahrhundert alt. Jetzt zahlte ihr Gottfried Keller die Ehren heim, die sie ihm zweiundeinhalbes Dezennium zuvor erwiesen, und stiftete ihr die ernste, tiefsinnige Kantate. Gleich einem Magus in seiner verdämmerten Kammer mustert er das Vergangene, wägt die Gegenwart und betrachtet die Zukunft:

Das Urmass aller Dinge ruht
 In Händen nicht, die endlich sind,
 Es liegt verwahrt in Schatzgewölben,
 Die kein vergänglich Auge schaut.
 Wir führen Wage, Stab und Uhr,
 Und was wir wägen, schwindet hin;
 Darum mit ehrerbiet'ger Scheu
 Gebrauchen wir das Mass der Zeit
 Und rufen hoher Jahre Zahl
 Mit Weihefesten an.

Vergangen ist die männliche Lebenslust und die Seelenhelle, die aus dem Huttenlied und so mancher andern seiner Schöpfungen aufblüht. Die Gedanken an den ewigen Wandel und das Ende aller Dinge schweben heran. Es begann damals immer häufiger, immer ernstlicher auf die Schatten zu blicken, die gegen seine Schwelle heranrückten. Das Letzte wägend, äusserte er den Wunsch, nicht in der Erde, sondern im Feuer bestattet zu werden. Auch dabei dachte er an die Studenten. „Wenn ich verbrannt bin,“ sagte er, „so sollte man meine Asche in einen kleinen Kessel tun. Und dann sollten die Studenten sie in die Limmat schütten. Aber zum Dank müsste man ihnen dann auch ein rechtes Fass Wein spendieren.“

Letztwillig vermachte er der Universität das Erträgniss seiner Schriften. Das war freilich ein Schatz aus dem goldenen Winkel! So wurde der Dichter, der auf Erden so oft gehungert, der Wohltäter unserer Universität, wie kein Privatmann es war.

Zum andern Erben setzte er die Winkelriedstiftung ein, weil er dem Vaterlande niemals Dienst geleistet. Für ihn gehörte die Waffe zum

Mann. Der Antimilitarismus war ihm ein Greuel. Ihm galt es für etwas Selbstverständliches, das Vaterland gegen äussere und innere Feinde mit der Waffe zu verteidigen. Er war keiner von den blassen Geistern, die ein Schauer schüttelt vor dem Worte Bürgerkrieg. Übrigens wahrte er auch der eigenen Partei gegenüber die volle Unabhängigkeit und liess sich durch die Politik von seinen ethischen Forderungen nichts abmarkten. Sein Martin Salander erhärtet den Schmerz über die Abstriche, die an seinen politischen Idealen die Wirklichkeit vornahm.

Sein fester, geschlossener, unbestechlicher Geist machte in literarischen Dingen seine Rechte selbstverständlich vollends geltend. Es ist aufschlussreich und sympatisch, wie auch der beinahe noch Namenlose, von jeglicher Literaturmode, von allen Feldgeschreien unberührt, ohne Rücksicht auf Erfolg Neuerscheinungen bewertet und dabei den Finger namentlich auf das moralisch schiefe, auf halbe und unzureichende Empfindung legt; denn er wollte die Rechte des Herzens neben dem Ästhetisch-Künstlerischen nicht verkürzt wissen. Je mehr sich die ans Licht gehobenen Briefe häufen, desto deutlicher tritt dieser Zug hervor, wie sich überhaupt die Fülle der Züge steigert zum reichen Bild dieses grossen Künstlers, dieses grossen Mannes, der auch ein Briefschreiber fast ohne gleichen war.

Und dennoch: wer sich in seinen Briefen daheim und in seinen Werken beschlagen weiss und sich so eine reiche und richtige Vorstellung des Dichters und des Menschen bildet — einen völlig deutlichen Begriff von seinem Wesen besitzt nur derjenige, der ihn öfter gesehen und gesprochen hat.

Besässen wir ein Zauberwort, ihn aus der ewigen Ruhe hervorzulocken, so wollten wir es zu dieser Stunde ausrufen, damit er unter uns erschiene! Nicht allein, sondern mit der mächtigen Schar der herrlichen und unvergesslichen Gestalten, die er geschaffen hat! Er schritte voran zwischen der blonden Anna und der dunklen Judith; dann folgte der Landvogt von Greifensee mit seinen sieben Flammen; und hierauf der schimmernde Gewalthaufen! Und dann erhöben wir uns und verliessen insgesamt diesen Festsaal und wanderten mit durch das üppige Sommerland wie im leichten, lichten Traum und vergässen ein Weilchen die rauhen Zeitläufe. Immer vorwärts bewegte sich der Zug, an Glattfelden vorbei zu den Ufern des nahen Rheines. Irgendwo an grüner Halde über den ziehenden Wassern erwählten wir unsere Ruhesitze, der Schatten des Dichters samt seinen leuchtenden Gebilden zwischen uns. Er blickt stromüber in das deutsche Land, das er niemals aufgehört hat, zu lieben, obgleich er zeitlebens ein leidenschaftlicher Schweizer blieb. Er vergass nie, wie viel er der deutschen Kunst und Kultur verdankte.

Jetzt neigt er das Haupt und denkt der Jugend, deren schönste Tage er in diesem Gelände verlebte: